

Psychotherapeut 2010 · 55:136–146
DOI 10.1007/s00278-010-0721-3
Online publiziert: 18. Februar 2010
© Springer-Verlag 2010

Kurt Lüscher^{1,2}

¹ Fachgruppe Soziologie, Universität Konstanz

² Bern

Redaktion

W. Schneider, Rostock
B. Strauß, Jena

„Homo ambivalens“

Herausforderung für Psychotherapie und Gesellschaft

Der Autor geht von zwei Beobachtungen aus: Erstens: Unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen machen viele Menschen im Alltag ebenso wie in besonderen Lebenssituationen – ihnen selbst mehr oder weniger bewusst – Ambivalenzerfahrungen. Zweitens: In der Psychotherapie ist über die Diagnose und den Umgang mit Ambivalenzen ein großer Wissensfundus vorhanden, der laufend erweitert wird. Daraus leitet der Autor die These ab, dass diese Sachverhalte unter einem Bild des Menschen als „homo ambivalens“ subsumiert werden können. Es beinhaltet für diejenigen, die psychotherapeutisch arbeiten, eine doppelte Herausforderung, nämlich zum einen dieses Wissen explizit und differenziert zu nutzen und zum anderen ihre Einsichten darüber in die aktuellen gesellschaftstheoretischen und -politischen Diskurse einzubringen. Darüber hinaus sieht der Autor in diesem Menschenbild auch einen Anstoß für interdisziplinäre Dialoge in einem Feld, das die Bio- und Psychowissenschaften, die Sozial- und die Kulturwissenschaften umfasst. Sein Vorschlag steht im Horizont der Frage, welche Bewandnis es mit der von Keupp (2009, S. 31) kürzlich in dieser Zeitschrift angesprochenen „Gesellschaftsvergessenheit der Psychotherapie“ hat.

In dieser unserer Gegenwart erleben viele – jedoch nicht alle! – Menschen sich selbst und die Welt als widersprüchlich. Die sozialen Verhältnisse und deren Verständnis stehen in Wechselwirkung zur Befähigung, eigenständig und gemeinschaftsfähig zu handeln, und den Vorstellungen, die Menschen von sich selbst haben. Das zeigt sich insbesondere im Umgang mit psychischen Belastungen und Erkrankungen. Davon handeln, in unterschiedlichen Idiomen, die Diskurse über die Konstitution, die Entfaltung und Entwicklung von Identität. Sie sind ein herausragendes Thema der psychotherapeutischen Theorie und Praxis. Lässt sich dafür so etwas wie ein gemeinsamer Nenner formulieren, um ihre tragenden Inhalte zu erfassen?

Eine mögliche Antwort verheißt der Versuch, ein „Menschenbild“ zu formulieren. Allerdings kann dieser Vorschlag den Eindruck erwecken, die Absicht bestehe darin, das „Wesen“ des Menschen zu erfassen und daraus abzuleiten, was seine Bestimmung sei. Derartige Umschreibungen finden sich in den Wissenschaften, die vom Menschen handeln, vorab in der Philosophie und der Theologie, in großer Zahl. Doch Menschenbilder können auch die Form von Erkenntnis leitenden Annahmen haben. Dann dienen sie dazu, spezifische Aspekte des Verhaltens hervorzuheben. Der „homo oeconomicus“ ist dafür ein Beispiel. Menschenbilder dieser Art beruhen auf einem mehr oder weniger expliziten „pragmatistischen“ Verständnis von Wissenschaft. Zwischen

diesen beiden Polen finden sich zahlreiche Vorschläge, wie zwei Sammelbände dokumentieren, die aus aktuellen Forschungsprojekten hervorgegangen sind: das „Humanprojekt“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der daraus hervorgegangene Sammelband *Was ist der Mensch?* (Ganten et al. 2008) sowie das Innovationsprojekt „Orientierungsleistungen von Menschenbildern. Ein Projekt zeitgemäßer Aufklärung“ des Landes Hessen (Janich 2008).

Wenn ich hier das Bild des „homo ambivalens“ zur Diskussion stelle, verstehe ich es als eine Leitidee mit der Funktion einer allgemeinen Orientierung für Analysen, in denen es um die Konstitution, die Entfaltung und Entwicklung von Identität unter den anspruchsvollen Bedingungen postmoderner, globalisierter Gesellschaftlichkeit geht. Dies betrifft Theorien, Forschungskonstrukte und Methoden in den Human-, Sozial- und Kulturwissenschaften, die darauf ausgerichtet sind, das Fühlen, Denken und Wollen sowie die Gestaltung privater und öffentlicher Beziehungen der Menschen möglichst lebensnah zu beschreiben – jedenfalls der Menschen in westlich geprägten bzw. orientierten Gesellschaften.

Überarbeitete Fassung eines Referats, gehalten am 18.09.2009 auf der Fachtagung „Psychotherapie und Globalisierung“ aus Anlass des 60. Geburtstags von Dr. med. Markus Binswanger in Wil (SG; Ärztlicher Direktor der Clenia Littenheid, Littenheid). Es ist dem Jubilar in freundschaftlicher Verbundenheit gewidmet.

Zugleich wird postuliert, dass dieses Menschenbild geeignet ist, wichtige Einsichten aus Praxis und Theorie der Psychotherapie intradisziplinär zu bündeln. Denn es lässt sich zeigen, dass das Konzept in vielen traditionellen und aktuellen Richtungen und Schulen teils explizit, teils implizit von Belang ist. Dabei bestehen Unterschiede. Sie lassen sich insofern zu einem annähernd vollständigen Puzzle zusammenfügen, geht es doch um Konzepte und um Geschichten darüber, wie Menschen sich unter Bezugnahme auf ein offenes oder verdecktes Verständnis ihrer selbst im Labyrinth des Lebens orientieren. Dieses Postulat stützt sich auf Kenntnisse über die Geschichte des Begriffes der Ambivalenz (Lüscher 2009; Lüscher u. Heuft 2006). Sie zeigt, dass sich im Laufe der letzten hundert Jahre darüber ein reiches und differenziertes Wissen angereichert hat. Es kreist um die folgenden Fragen: Wie und unter welchen Bedingungen erleben und erfahren Menschen Ambivalenzen? Wo sind diese Erfahrungen im Einzelnen auf einem Spektrum zwischen „gesund“ und „krank“ angesiedelt? Gibt es Gründe zur Annahme, dass die heutigen Lebensbedingungen besonders viele, besonders dichte und tiefe Ambivalenzerfahrungen generieren? Sind sich die Menschen ihrer „bewusst“, das heißt, gestehen sie sich ihre Ambivalenzerfahrungen im Gespräch mit sich selbst oder mit anderen und insbesondere in der therapeutischen Situation ein? Wie können, wollen, vermögen sie damit umzugehen? Mit welchen Konsequenzen? Kommt es, unter Bezugnahme auf kollektive Identitätsvorstellungen wie zum Beispiel Nationalität zu kollektiven Ambivalenzerfahrungen? Zusätzlich ist in Betracht zu ziehen, inwiefern diese Sachverhalte unter anderen Begriffen subsumiert werden.

Annäherungen an die aktuelle Gesellschaftlichkeit

Perspektiven

Die hier zu entfaltende These erfordert vorab den Versuch einer tragfähigen Beschreibung aktueller „Gesellschaftlichkeit“. Diese eher ungewöhnliche Bezeichnung ist mit Bedacht gewählt. Sie soll als

Warnung gegen die mentalen Fallen dienen, die drohen, wenn von „der“ Gesellschaft gesprochen wird. Solches verleitet leicht zu verdinglichenden oder personifizierenden Weisen des Redens und sogar des Begründens. So anregend es sein mag, sich die Gesellschaft beispielsweise als „erschöpft“ oder „multioptional“ vorzustellen – die Gefahr ist nicht von der Hand zu weisen, dass sich daraus eine Argumentation ergibt, die aus einer hervorgehobenen Eigenschaft eine prägende, alles und alle einschließende Kraft macht. Dieses verkürzende Reden begünstigt verkürzte Analysen und verschleiert Generalisierungen – Kennzeichen vieler Gesellschaftsdiagnosen. Der Widerspruch ist bisweilen nur allzu oft frappant, beschreiben und beschwören diese doch häufig die Tatsache, dass heute (jedenfalls in westlich orientierten Gesellschaften) die Menschen ihr alltägliches Leben auf mannigfaltige Weise führen können oder müssen. Die gleiche Vorsicht scheint gegenüber dem populären Begriff der „Individualisierung“ angebracht. Er lässt über-

sehen, dass sich auch intensive und innovative Formen der Vergemeinschaftung beobachten lassen, sei dies im Rahmen überkommener Institutionen wie der Familie oder – auf einer anderen Ebene – in nachbarschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Initiativen.

Schlagwortartige Gesellschaftsdiagnosen krankten überdies oft daran, dass darin ein problematisches „Heute“ einem besseren „Früher“ gegenübergestellt wird. Dieses bleibt dabei oft zeitlich diffus, was die Idealisierung der Vergangenheit begünstigt. Ein Paradebeispiel sind die Klagen über den Zerfall der Familie, obwohl doch heutzutage sich viele Menschen engagiert darum bemühen, gute Mütter, Väter und Großeltern zu sein.

Die Aufgabe besteht also darin, so etwas wie eine „Definition der (gesellschaftlichen) Situation“ vorzunehmen. Hier nehme ich einen Begriff auf (ergänzt allerdings um den Einschub „gesellschaftlich“), der im „symbolischen Interaktionismus“ entstanden ist und sich an das Thomas zugeschriebene Diktum „If men

Hier steht eine Anzeige.



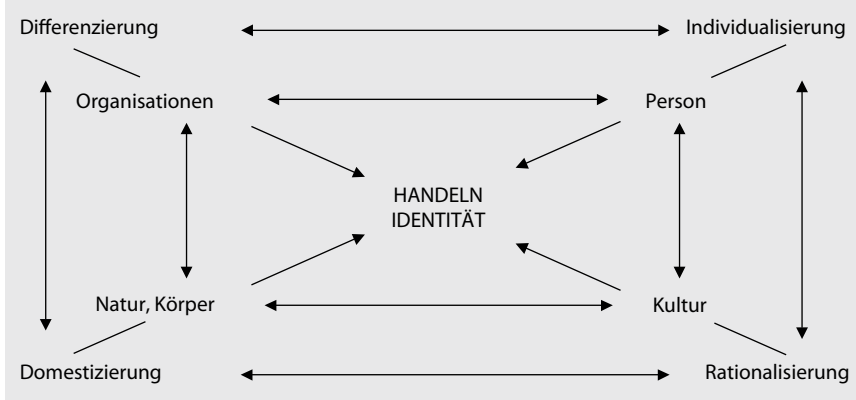


Abb. 1 ▲ Modernisierungsprozesse und lebensweltliche Entsprechungen

define situations as real, they are real in their consequences“ anlehnt (Thomas u. Thomas 1928, S. 572). Das liest sich heute selbstverständlich wie naiver Konstruktivismus.

Doch das Konzept der „Definition der Situation“ legt nahe, zu bedenken, dass soziale Gegebenheiten und Verhältnisse nicht per se „wirken“, sondern von den Menschen als Subjekte *interpretiert* werden und auf diese Weise handlungsrelevant werden. Die Möglichkeiten und die Spielräume, mithin auch die Variationen, einer Interpretation hängen selbstverständlich wiederum mit persönlichen Fähigkeiten, mit Bildung, mit Macht und Herrschaft sowie weiteren Gegebenheiten zusammen. Gerade darum scheint es wichtig, das prinzipielle Potenzial des Interpretierens in den Gesellschaftsdiagnosen mitzubedenken, diese also nicht auf nur eine Option zu reduzieren. Anschaulicher gesprochen: Immer ist auch an die Minderheiten zu denken, an das, was *auch* noch vorkommen kann. Auf diese Weise werden Spannungen angesprochen, die ihrerseits auf die psychische und soziale Dynamik von Veränderungen verweisen. Das erleichtert den Brückenschlag zur Theorie und Praxis der Psychotherapie.

Diagnose: Globalisierung

Nun bewegen sich Versuche zur Umschreibung aktueller Gesellschaftlichkeit notwendigerweise auf einer abstrakten Ebene. Es ist also nicht einfach, sie so zu formulieren, dass die tatsächlichen Lebensformen und Lebensweisen in ihrer realen Mannigfaltigkeit zumindest im erweiterten Blickfeld sind. Dies geschieht in den derzeit dominierenden Diskursen

über „Globalisierung“ nicht in ausreichendem Maß. Der Begriff ist relativ neu, dementsprechend sind es auch die Analysen dazu. Überdies dominiert die Fixierung auf das wirtschaftliche Handeln. Allerdings ist daran bemerkenswert, dass die mikroökonomischen Analysen zu Beginn eine wichtige Rolle gespielt haben.

Kurz skizziert: Nährboden des Begriffes ist, wie sich der ausführlichen Darstellung seiner Geschichte von Bach (2007) entnehmen lässt, die nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzende Rede von der „einen Welt“ („one worldism“). In der Wirtschaft entwickelte sich daraus die Vision der multinationalen Unternehmung („multinational corporation“), die mit einem entsprechenden von den USA ausgehenden Hegemoniestreben einherging. Populär wurde der Begriff indessen erst in den frühen 1980er Jahren. In den 1990ern weitete sich die Bedeutung aus, und er wurde inner- und außerhalb der Wissenschaften zu einer „Chiffre für Komplexität“. Geprägt durch die Ökonomie „als zunehmend dominante Grammatik“ praktischen Handelns, wird eine „Entgrenzung vertrauter Vorstellungsräume“ festgestellt, die mit einer Verschränkung der Kulturen sowie einer Veränderung von Politik und Recht als Instrumenten gesellschaftlicher Steuerung einhergeht (Scholtes et al. 2005, S. 11). Übertragen auf unsere täglichen Erfahrungen heißt dies: Die Frage nach Effizienz und in Geldwert ausgedrückten Kosten und Nutzen ist allgegenwärtig.

Wichtig und richtig an den Analysen über „Globalisierung“ und der Position ihrer Kritiker ist zweifelsohne allerdings, dass nachdrücklich und mit guten empirischen Gründen die Tragweite der ökonomischen Bedingungen, das Verständ-

nis ökonomischen Handelns und seine Ausstrahlung auf andere Lebensbereiche thematisiert werden. Hunger und Armut sind existenzielle Erfahrungen vieler Menschen; Konkurrenz und Wettbewerb werden allenthalben nicht nur beschworen, sondern oft genug auch gelebt. Gleichzeitig ist in vielen Analysen nicht nur von Bedrohungen, sondern auch von Chancen die Rede. Doch kann und soll dies das letzte Wort sein? Alltagssprachlich formuliert stellen sich demnach Fragen wie: Geht es lediglich darum, das richtige „Gleichgewicht“ zu finden, beispielsweise die richtige „work life balance“? Gibt es ein Leben jenseits der Ökonomie?

„Paradoxien der Moderne“ – Postmoderne und Postmodernismus

Wichtige Anregungen zum Verständnis der aktuellen Gesellschaftlichkeit bieten die Diskurse über die Postmoderne. Sie thematisieren die Möglichkeit des grundsätzlich Anderen radikaler Differenzen, folglich auch individuell und kollektiv erfahrbarer Spannungsfelder. Damit geht die Annahme einher, historische Entwicklungen nicht als geradlinig zu verstehen. Folgerichtig besteht Skepsis gegenüber den beliebten Schilderungen von Trends und ihren meist kurzatmigen monokausalen Annahmen. Die allgemeine Geschichte wird weder als Kreislauf von Blüte und Zerfall noch als Entfaltung eines göttlichen Plans oder eines vernünftigen Geistes gedeutet. Diese postmoderne Skepsis gegenüber diesen Vorstellungen hat Lyotard (1979) im bekannten Wort vom „Ende der großen Erzählungen“ ausgedrückt.

Ausgangspunkt der postmodernen Zeitdiagnosen ist die unübersichtliche Mannigfaltigkeit der Lebensverhältnisse, und dabei sind die damit einhergehenden Zufälligkeiten im Großen und im Kleinen ebenfalls bedeutsam. Es geht nicht nur um Multioptionalität, sondern darüber hinaus auch um Kontingenz. Veranschaulicht an einem einfachen Beispiel aus dem Alltag: Nicht nur bieten die Großverteiler ein ungemein breites Angebot innerhalb ein und desselben Nahrungsmittels, beispielsweise Teigwaren, sie verkünden es auch plakativ, und die Entscheidung, was wann günstig zu kaufen sei, wird zusätz-

lich durch Aktionen beeinflusst, die den Konsumenten häufig zufällig erscheinen. – Zu den Erfahrungen postmodernen Lebens gehört weiterhin, dass Vertrautes unmittelbar dem Fremden gegenübergestellt wird, Weihevolltes dem Trivialen. Das geschieht in vielfacher Weise in der Werbung, jedoch auch in der Kunst, so beispielsweise in den Werken von Robert Rauschenberg.

Unter den Vorschlägen, einen übergreifenden analytischen Rahmen zu entwerfen, erweist sich die von van der Loo u. van Reijen (1992) formulierte Sicht der Paradoxien der Modernisierung nach wie vor als fruchtbar. Sie gehen davon aus, dass es dem Prozess der Modernisierung eigen ist, sich selbst in Antinomien zu verwickeln und so Anlass zu fundamentaler Problematisierung zu bieten. Das ist im Wesentlichen die Folge seiner inhärenten Beschleunigung, seiner Universalisierung und seiner sich dadurch potenzierenden Komplexität. Für vier allgemeine Handlungsfelder kann man, in einer etwas pointierteren Formulierung, als es die beiden Autoren tun, Widersprüche in einem Horizont von Unauflösbarkeit ausmachen, die den Nährboden für mannigfache Ambivalenzerfahrungen bilden:

- **Struktur:** Die Differenzierung der räumlichen und zeitlichen Organisation führt zu Widersprüchen zwischen Vielfalt und Einheit, zwischen Spezialisierung und Abhängigkeit, zwischen Dorf und Welt, Globalität und Regionalität.
- **Person:** Individualisierung der Lebensführung und der Beziehungen führt zu Widersprüchen zwischen Eigenständigkeit und Gemeinschaftlichkeit, ungebundener Freiheit und notwendiger Stützung durch die Institutionen.
- **Natur:** „Domestizierung“ als Nutzung und Unterwerfung physischer und biologischer Ressourcen, eingeschlossen der menschlichen Physis, führt zu Widersprüchen zwischen Körper und Geist, Natur und Kultur, den Segnungen der Technologie bei gleichzeitiger Ausbeutung natürlicher Ressourcen.
- **Kultur:** Rationalisierungen des Denkens, des Wissens und seiner technologischen Anwendung führen zu Wi-

Psychotherapeut 2010 · 55:136–146 DOI 10.1007/s00278-010-0721-3
© Springer-Verlag 2010

Kurt Lüscher

„Homo ambivalens“. Herausforderung für Psychotherapie und Gesellschaft

Zusammenfassung

Die Prozesse der Konstitution, Entwicklung und Artikulation des Selbst, also einer dynamischen persönlichen Identität, beinhalten unter den aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen für viele Menschen die Erfahrung von Ambivalenzen. Diese sind auch ein wichtiges Thema von Zeitdiagnosen einer „globalisierten Postmoderne“ und ihrer Widersprüche. Zur Analyse von Ambivalenzen und den Umgang damit findet sich in der Psychotherapie ein reicher Fundus von Wissen, in der Theorie ebenso wie in der Praxis. Er kann für den immer wieder geforderten transdisziplinären Diskurs zwischen Psychotherapie, den Sozial- und Kulturwissenschaften sowie den

Biowissenschaften genutzt werden. Als übergreifende heuristische Orientierung wird dafür das Menschenbild des „homo ambivalens“ vorgeschlagen. Es besagt nicht nur, dass Menschen Ambivalenzen erfahren und bedenken können, sondern auch, dass diese ihrerseits ambivalent eingeschätzt werden können, nämlich als störend und belastend ebenso wie als Potenzial für Offenheit, Kreativität und Freiheit.

Schlüsselwörter

Ambivalenz · Identität · Selbst · Menschenbild · Depression · Postmoderne

„Homo ambivalens“. A challenge for psychotherapy and society

Abstract

For many individuals, under the present social conditions the processes of constituting, developing and articulating the self, i.e. a dynamic personal identity, imply experience of ambivalences. The reference to ambivalences is also an important topic in the social diagnostics of a „globalized postmodernity“ and its contradictions. Psychotherapy has accumulated a rich stock of knowledge about the analysis of ambivalences and ways to deal with them. This wisdom can be used to stimulate the repeatedly claimed interdisciplinary discourses between psychotherapy and social, cultural and biological scienc-

es. For this purpose a concept of human nature („Menschenbild“), labelled „homo ambivalens“ is proposed. This concept is to be thought of as a general heuristic orientation. It postulates not only the ability of human beings to experience and reflect ambivalences but also to judge them in an ambivalent way, namely as disturbances and burdens as well as possibilities for openness, creativity and freedom.

Keywords

Ambivalence · Identity · Self · Concept of human nature · Depression · Postmodernism

dersprüchen zwischen Wissen und dem Wissen um das Nichtwissen, zwischen Wissenschaft und Glaube, zwischen der Befreiung durch Technologien und den durch sie sowie religiöse Fundamentalismen geschaffenen Abhängigkeiten und Systemen der sozialen Kontrolle.

Schematisch umgesetzt ergibt sich das in **Abb. 1** dargestellte Bild. Dies verweist von außen nach innen auf die allgemeinen Prozesse der Modernisierung und ihre lebensweltlichen Entsprechungen, die ihrerseits konstitutiv für das Handeln und für die Identitäten sind. Zugleich ist zu bedenken, dass auf beiden Ebenen unter den vier Bereichen Interdependenzen bestehen. Je dichter sie sind, desto mehr potenzieren sich die Paradoxien und die – strukturell bedingten – Zufälligkeiten. Dabei sind – wie noch auszuführen sein wird – die Veränderungen im Bereich der Kommunikation von besonderer Tragweite.

Die verfeinerte Einsicht in die Widersprüche dieser Entwicklungen ist ihrerseits von eben diesen Entwicklungen abhängig. Diese schaffen nämlich nicht nur die Bedingungen zur Entfaltung einer universalen und effizienten Wirtschaft, einer sozialtechnokratischen Politik, sondern auch einer hoch spezialisierten Wissenschaft und provozieren ein literarisches und künstlerisches Schaffen, das diese Sachverhalte thematisiert. Angesichts dieser Dynamik erhöht sich die Vieldeutigkeit, und das Potenzial erfahrbarer sowie erkennbarer Widersprüche und sich daraus ergebender Ambivalenzerfahrungen steigt.

Diese Sichtweise ließe sich vermutlich mit anderen differenziellen Zeitdiagnosen verknüpfen, wie dies – ebenfalls mit Blick auf die Herausforderungen für die Psychotherapie – Streeck (2009) unter Bezugnahme auf die Analyse sozialer Milieus versucht. Die vorliegenden Ausführungen beschränken sich darauf, zur Veranschaulichung auf einige alltägliche Erfahrungen hinzuweisen und geben – ausgehend vom Individuum – stichwortartig einige Beispiele, von denen jedes für sich, jedoch auch kumulativ mit anderen, auf die Potenziale von Ambivalenzerfahrungen verweist:

- Körperlichkeit zwischen Disziplinierung und behutsamem Erspüren: hier Spitzensport, dort Thai-Chi; hier Reproduktionsmedizin, dort natürliche Geburt;
- Sexualität, real und virtuell, zwischen Last und Lust, gelangweiltem Konsum und exotischer Ekstase, aufdringlicher Pornographie und Mysterium;
- Familienleben zwischen Beziehungschaos und Ort gelebter Solidarität, oder im Erfahrungshorizont therapeutischer Arbeit: als Ursache psychischer Störungen und als Stütze der Therapie;
- Nachbarschaft zwischen Anonymität und gelebter Geselligkeit, Politik zwischen Abstinenz und zivilgesellschaftlichem Engagement;
- der Staat zwischen Moloch und Garant des Wohlergehens;
- Wissenschaft zwischen Autorität und Ablehnung, zwischen abstrakter Theorie und Folklore;
- die Welt als „Dorf“ und als Netz undurchsichtiger Abhängigkeiten.

Postmodernes Leben ist von einer Dichte an Kommunikation geprägt, von der man mit guten Gründen sagen kann, selbst wenn man gegenüber historischen Behauptungen skeptisch ist, dass es sie so in der Geschichte des Menschen noch nie gegeben hat. Die Geräte sind allen sozialen Schichten zugänglich. Die Menschen können sich, wenn sie wollen, sozusagen immer und überall erreichen. Die Angebote der Massenmedien sind allgegenwärtig. Zugleich wird Kommunikation durch eine Werbung, die sich an alle Altersgruppen wendet, in großem Ausmaß instrumentalisiert. Das Angebot an immer neuen Geräten verfestigt die Dichte. Angeführt vom Fernsehen vermischen sich die Sphären des Privaten und des Gesellschaftlichen, des Intimen und des Öffentlichen. Oder mit einem anschaulichen Bild des Medienforschers Meyrowitz (1985): Vorderbühne und Hinterbühne sind häufig nicht mehr unterscheidbar. In einem allgemeineren Zusammenhang, nämlich hinsichtlich der Mehrdeutigkeit der Sprache, erörtert Bauman (1995) diesen Zusammenhang.

Postmodernes Denken und Analysieren setzt bei der Erfahrung dieser unübersichtlich scheinenden Mannigfaltigkeit ein, thematisiert die Erfahrung ihrer Widersprüche und das Verständnis von Differenz, von Alterität, also des radikal Anderen. Darum ist dieses Denken auch wichtig hinsichtlich der Frage, wie das Verhältnis der Geschlechter verstanden werden kann. Ganz sicher nicht als biologisch determiniert. Doch in welchem Ausmaß und mit welchen Mitteln ist es sozial konstruiert? Könnte man aufgrund alltäglicher Beobachtungen die These wagen, dass für Frauen die Erfahrung von Differenzen akuter ist als für Männer und sich daraus eine differenzierte Sensibilität für Ambivalenzerfahrungen sowie für den Umgang damit ergibt? Ein bemerkenswerter Beitrag dazu ist die psychoanalytische Deutung der Mutterschaft von Parker (1995) unter dem sprechenden Titel *Mother love – mother hate*.

Jedenfalls werden im Postmodernismus intensive Diskussionen über „gender“ und allgemeiner über das Verständnis von Identität und Subjektivität geführt. Kennzeichnend sind Bücher, die von einem fragilen, einem fragmentierten, einem prekären Selbst handeln. Es gibt überdies radikale Zweifel an der Tragfähigkeit der Idee des Subjekts. Dabei zeigt sich auch hier ein Paradox: Individualität wird gefordert, andererseits angezweifelt. Das Menschenbild des „homo ambivalens“ ist ein Versuch, auch diesen Zusammenhang zu reflektieren.

Annäherungen an die aktuelle Psychotherapie

Psychotherapie als gesellschaftliche Institution und soziale Bewegung

Die These, um die es hier geht, erfordert, komplementär zu einer Skizze gegenwärtiger Gesellschaftlichkeit, stützende Beobachtungen im Feld der Psychotherapie, die in soziologischer Sicht als eine Institution und soziale Bewegung, als ein System organisierter Dienstleistungen und als ein Ort der „Begegnung“ gesehen werden kann. Selbst nicht psychotherapeutisch arbeitend, habe ich mich auf Spurensuche nach Indizien gemacht und beginne mit

vier Büchern über Psychotherapie als gesellschaftliche Institution.

Als Erstes bietet sich die monumentale Darstellung von *Freuds Jahrhundert* von Zaretsky (2009) an, deren Originaltitel noch näher beim Thema liegt: *Secrets of the soul*. Zaretskys Ansicht nach kam es um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert durch die Synthese naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen Denkens zwingend und kohärent zur „Entdeckung eines neuen Objekts: des eigensinnigen, bedeutungsvollen und moralisch bestimmten psychischen Lebens des Menschen. Es war ein neues Verständnis des Subjekts, stand zudem mit den Formen des persönlichen Lebens im Einklang, die sich mit der zweiten industriellen Revolution gesellschaftsübergreifend durchsetzten. – Die psychoanalytische Auffassung vom Subjekt machte das Projekt der Aufklärung vielschichtiger und vertiefte es zugleich“ (Zaretsky 2009, S. 474).

Allerdings ist hier nochmals zu betonen: Dies gilt mehrheitlich für diejenigen, die im Einflussbereich westlicher Kulturen und in Verhältnissen leben, unter denen es möglich ist, ein individuelles Selbstverständnis zu entfalten, also sozusagen die Spitze der bekannten Maslow-Bedürfnispyramide zu erklimmen (Maslow 1943), in der aufsteigend körperliche Existenzbedürfnisse, Sicherheit, soziale Bedürfnisse (Geselligkeit), individuelle Bedürfnisse, z. B. Anerkennung, Erfolg und Selbstverwirklichung, genannt werden. Abgesehen von dieser Einschränkung kann man allerdings auch sagen, die Verbreitung der Psychoanalyse und in ihrem Gefolge der Psychotherapie sei ein Phänomen, das unter kulturellen Gesichtspunkten als eine Facette von Globalisierung, allerdings „avant la lettre“, gesehen werden kann. Das bekräftigen auch die Diskussionen über die Universalität des „Ödipus-Konflikts“.

Weiter ist im Blick auf die Gegenwart zu fragen: Geht es tatsächlich um eine Synthese von Geistes- und Naturwissenschaften? Oder nicht eher darum, das dynamische Spannungsfeld dieses Gegensatzes auszuhalten und es angesichts der dynamischen Entwicklung dieses Feldes und dessen Verständnisses zu analysieren und zu gestalten? Und ist es nicht un-

erlässlich, auch die Sozialwissenschaften beizuziehen?

Zaretsky selbst vertritt eine kulturpesimistische Sicht, die letztlich eine Gegenüberstellung von Früher und Heute beinhaltet. Schon zu Beginn habe ich Vorbehalte gegen diese Logik angemeldet. Dass sie in die Fallen der Kulturkritik führt, zeigt sich spätestens auf der vorletzten Seite: „Das Charisma der Psychoanalyse, die ungeheure Idealisierung, die sie erfuhr, war ein Weg, solche und verwandte Einsichten zu schützen; ein Weg auch, das persönliche Leben selbst zu schützen. Können diese Einsichten überleben, trotz des Niedergangs der Psychoanalyse? Machen die globale Beschleunigung, der bevorstehende Zusammenbruch der Grenzen zwischen dem Öffentlichen und dem Privaten, schließlich die Computertechnologie, die die Psychologie des Verstehens auf den Austausch von Informationen reduziert – machen diese Entwicklungen innerpsychische Erfahrung bedeutungslos?“ (Zaretsky 2009, S. 490).

Nun bezieht sich Zaretsky primär auf die Psychoanalyse, aber doch auch auf ihre therapeutischen Zielsetzungen. Müssen wir uns diesbezüglich mit seiner Diagnose abfinden? Oder beruht sie sogar auf einem Verständnis von Theorie und Praxis, das nicht geeignet ist, die Herausforderungen der Gegenwart anzugehen?

Das Buch *Die Errettung der modernen Seele* (Illouz 2009) jedenfalls schlägt einen anderen Ton an. Illouz fühlt sich selbst einem institutionellen Pragmatismus verpflichtet und „versucht also gleichzeitig zu erklären, wie kulturelle Strukturen zustande kommen, wie sie im alltäglichen Leben in Kraft gesetzt werden und wie sie ihrerseits dieses alltägliche Leben allmählich umformen“ (Illouz 2009, S. 401). In dieser Perspektive entfaltet sie ein überaus facettenreiches Bild der Entwicklung der letzten hundert Jahre, mit besonderem Augenmerk, das ist anzumerken, auf die USA. Sie zeigt in überzeugender Weise, dass die Erfolgsgeschichte der Psychoanalyse und ihre Ausweitung in die Psychotherapie ihren Ursprung in drei Aspekten hatten: „der enge Zusammenhalt einer kleinen Gruppe von Anhängern, die Freud um sich scharte; die Abkehr einiger ihrer prominenten Mitglieder; sowie die internationale Organisationsstruktur

der frühen Psychoanalyse“ (Illouz 2009, S. 53).

Die oft verpönte Vervielfältigung der Ansätze innerhalb der Psychoanalyse und in Opposition zu ihr erweiterte demnach die Reichweite des therapeutischen Anliegens, ging also in gewisser Weise mit einer – allerdings relativen, eingeschränkten – Demokratisierung einher, die indessen in den USA weite Bereiche der Mittelschichten umfasste, die auch in die Geschäftswelt Einzug hielt und die in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts durch die Massenmedien nochmals verstärkt wurde.

Vielleicht ist es angemessen, im Blick auf die vielen Angebote, das Bild eines Spektrums zwischen zwei Polen zu verwenden. Den einen Pol stellen die offensichtlichen, schwerwiegenden psychischen Erkrankungen und Störungen dar. Der andere Pol, schwieriger zu fassen, lässt sich vielleicht als Sehnsucht nach Optimierung des persönlichen Wohlbefindens umschreiben, als Streben nach der obersten Spitze in der bereits erwähnten Maslow-Pyramide. Und in diesem Spektrum dienen die Vorgaben der International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems- (ICD-)10 als eine Art Strukturierung.

Dabei darf man nun nicht außer Acht lassen, was hierzulande eher weniger bekannt ist, nämlich die außerordentlich wichtige Rolle, die Psychiatrie und Psychologie in den meisten ihrer Spielformen in der amerikanischen Armee spielten und noch spielen. Diese Nutzung trug maßgeblich zur Professionalisierung von Psychotherapie bei, wie dies Herman (1995) unter dem nichtironiefreien Titel *The romance of American psychology* dokumentiert. Hier liegen auch die Anfänge eines Strebens nach Effizienz in der Therapie, das dann später und bis heute unter anderen Bedingungen, nämlich einer relativ gut ausgebauten sozialstaatlichen Versorgung in Europa zu einer Leitidee wurde. Das ist die eine Seite. Die andere besteht in der Abwehr des Wildwuchses nicht nur der Therapien, sondern auch des Verständnisses, worum es geht.

Mit einer gewissen Blauäugigkeit könnte man allerdings sagen: Diese Ausweitung ist auch ein Zeichen dafür, wie kraftvoll, wie vielschichtig und wie her-

ausfordernd das eigentliche Anliegen ist: eine Vorstellung seiner selbst als eigenständige und gemeinschaftsfähige Persönlichkeit zu entwickeln und sie in der Praxis des Handelns zu leben. Blauäugig ist diese Sichtweise indessen, wenn sie unterschlägt, dass das Streben nach Personalität und Identität im Zuge der Entwicklung nicht nur zu einer Möglichkeit, einer Chance, sondern auch zu einer Pflicht geworden ist. Dies jedenfalls ist der Tonfall, der insgesamt die Abhandlung von Ehrenberg mit dem sprechenden Titel *La fatigue d'être soi* durchzieht. Daraus wurde in der deutschen Übersetzung *Das erschöpfte Selbst* (Ehrenberg 2004) – es wurde also eine Verdinglichung vorgenommen, in der das aktive Moment verloren geht, das im Französischen mitklingt.

Ehrenberg bietet im Gewand der Soziologie so etwas wie eine klinische Diagnose, die in nuce bereits dem Untertitel seines Werkes zu entnehmen ist: *Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Depression ist für ihn „eine Krankheit, die sich außerordentlich gut für das Verständnis der zeitgenössischen Individualität eignet, das heißt“, so fügt er bezeichnenderweise hinzu, „der neuen Dilemmata, in denen sie steckt“ (Ehrenberg 2004, S. 3). Für die hier verfolgte Argumentation ist insbesondere von Belang, was zum Schluss in folgenden Sätzen zum Ausdruck kommt: „Der depressiven Implosion entspricht die Explosion der Sucht. So wie der Depressive einen Mangel an Empfindungen beklagt, sucht der Süchtige nach Reizen. Die Depression dient dazu, diese Veränderung in der Subjektivität der Moderne herauszuarbeiten, diese schwere Bürde, sich richtig zu verhalten. In einem Kontext, in dem die Wahl die Norm ist und die innere Unsicherheit der Preis, sind diese Krankheiten das düstere Gesicht der zeitgenössischen Innerlichkeit. Das ist die Formel des souveränen Individuums: psychische Befreiung und persönliche Initiative, Unsicherheit der Identität und Unfähigkeit zu handeln. – In dieser Ambivalenz liegen einige Probleme unserer kollektiven Psychologie“ (Ehrenberg 2004, S. 278). – Sie ist also eine Herausforderung heutigen psychotherapeutischen Handelns!

Psychotherapie organisiert

Eine dieser Herausforderungen liegt in der Popularisierung von „Identitätsarbeit“ – um bewusst eine Kurzformel zu verwenden. Sie geht mit mehreren Dilemmata einher. Das eine betrifft das Problem der Instrumentalisierung therapeutischer Bemühungen, namentlich jener, die dem Pol der Selbstentfaltung nahe sind. In einem Beitrag zum Sammelband *Psychotherapie in Zeiten der Globalisierung* (Strauß u. Geyer 2006) legt Duttweiler dar, wie wichtig es ist, „sich der Ambivalenzen bewusst zu werden, die derzeit mit der therapeutischen Arbeit an sich selbst verbunden sind, um so zu vermeiden, dass die Transformation des Selbst lediglich zu einem Instrument der Selbstverwertung angesichts einer zunehmend ökonomisierten Welt gerät“ (Duttweiler 2006, S. 51). – Ein wichtiges praktisches Instrument sind in diesem Zusammenhang die Zielvereinbarungen, die heutzutage zum festen Bestandteil vieler therapeutischer Verfahren gehören.

Diese enge Verwandtschaft von Popularisierung und Ökonomisierung der Psychotherapie betrifft nicht nur ihre Instrumentalisierung. Sie hat auch zur bereits erwähnten enormen Ausweitung des Angebots geführt. Ihr Korrelat ist die Kommerzialisierung der Psychotherapie. Gewiss: Die Bezahlung therapeutischer Arbeit war von Anfang an ein Thema. Hohe Honorare dienten u. a. als Rechtfertigung, um die Nachfrage zu kontingentieren, aber auch als ein – zumindest symbolisches – Mittel, um Distanz zwischen Therapeut und Patient zu markieren. – In einer für den Außenstehenden erstaunlichen Weise hat sich diese Haltung bis heute im erheblichen finanziellen und zeitlichen Aufwand erhalten, die Ausbildungswilligen zugemutet wird – und dies anscheinend in allen drei anerkannten Therapieformen. Es gibt wohl kaum eine andere Profession, in der der Nachwuchs in einem vergleichbaren Ausmaß belastet, um nicht zu sagen, ausgebeutet wird. Vielleicht ist dies auch ein Grund, dass er heutzutage schwer zu gewinnen ist.

Wenn nun ein Großteil der Behandlungen über ein kassenfinanziertes Gesundheitssystem abgerechnet werden kann, gewinnt die Frage der Effizienz an

Bedeutung. Das Tor zur Ökonomisierung öffnet sich. Es werden Therapien von kurzer Dauer bevorzugt, sogar gefordert. Dies schränkt die Offenheit therapeutischer Behandlung ein, mithin auch das Ausharren und Aushandeln der therapeutischen Beziehungsdynamik. Die Frage stellt sich, inwiefern dadurch Ambivalenzen unterdrückt oder verdrängt werden, mithin auch das Potenzial des konstruktiven Umgangs damit ungenutzt bleibt.

Die ökonomischen Auseinandersetzungen zwischen den therapeutischen Verfahren beeinflussen auch die Psychotherapieforschung, ist sie doch ein wichtiger Faktor für die öffentliche Begründung psychotherapeutischer Arbeit. Vergleichsweise spät, so jedenfalls scheint es von außen, hat die etablierte Psychotherapie sich diesen Herausforderungen gestellt, und es hat lange gedauert, bis man sich vom Schock des – im wörtlichen Sinne: Schlagworts – „evidenzbasiert“ erholte und sich insbesondere in Kreisen der Psychoanalyse um offensive Fundierung ihrer Wissenschaftlichkeit bemühte, wie dies Poscheschnik (2009) in seinem Übersichtsartikel in der *Psyche* unlängst formuliert hat. Diesem Aufsatz lässt sich auch entnehmen, dass ein wichtiger Gegensatz zwischen dem besteht, was er empirische und was er poetologische Forschung nennt, wobei die Gemeinsamkeiten, wie er meint, unterschlagen werden. Hier ließen sich Anregungen aus den Entwicklungen in den Kulturwissenschaften gewinnen.

Dies gilt auch angesichts der im Horizont sich abzeichnenden Möglichkeiten eines rascheren Austausches von Forschungsergebnissen und deren weltweiter Diskussion über das Internet (Schnyder 2009; Strauß 2009). Im Bereich der Kinder- und Jugendpsychiatrie liegen dafür bereits Richtlinien vor (vgl. Myers u. Cain 2008). Allerdings scheint, so Fegert (persönl. Mitteilung 2009), „die Globalisierung der Psychotherapieforschung nach dem Modell der Medikamentenforschung mit einem nicht immer für reale Welt-situationen angemessenen Forschungsparadigma bei einer gleichzeitigen Privatisierung der Ausbildung von Psychotherapeuten in immer wissenschaftsferneren, lukrativen Nischen mit lokaler Konkurrenz oder lokalem Alleinvertretungs-

anspruch einherzugehen“. – Neue Formen des medialen Austausches von Forschungsergebnissen betreffen ein weiteres Kernstück therapeutischer Arbeit: die Tragweite der Introspektion bzw. der persönlichen Erfahrung im Rahmen der „psychotherapeutischen Begegnung“.

Die psychotherapeutische Begegnung

Sozusagen im „Wartezimmer“ lassen sich Ambivalenzpotenziale ausmachen, deren Bedingungen Duttweiler wie folgt umschreibt: „Zum einen ändert sich der Status der Hilfesuchenden und er gerät in eine ambivalente Position. Die Aufwertung durch den Kundenstatus macht es selbstverständlich, therapeutische Hilfe in Anspruch zu nehmen und glättet das hierarchische Gefälle ... die Hilfesuchenden werden zu Mitentscheidenden. Nicht mehr die professionelle Kompetenz des Therapeuten entscheidet über die Art und Weise der Hilfe, sondern die subjektive Einschätzung des Hilfesuchenden. Zum anderen verliert der Hilfe suchende Kunde seine Rolle als hilfsbedürftiger Patient eines Leidens, das er oder sie gerade nicht aus eigener Kraft bewältigen kann“ (Duttweiler 2006, S. 51).

Vom „ersten Blick“ an ist die psychotherapeutische Begegnung „Interaktion und Kommunikation“, wie Streeck (2004) dies differenziert darlegt. In diesem Feld entwickelt sich eine vielschichtige Beziehungsdynamik, die Nährboden ebenso vielschichtiger und miteinander verflochtener Ambivalenzerfahrungen ist, wie dies beispielsweise Weingardt (2000) in einer professionssoziologischen Perspektive zeigt. In der Tradition der Psychoanalyse wiederum ist diese Dynamik seit Freud bekanntlich Gegenstand ausführlicher und facettenreicher Abhandlungen über die Prozesse von Übertragung und Gegenübertragung, auf die näher einzugehen hier nicht der Ort ist. Wohl aber ist hervorzuheben, was Herold u. Weiß (2008, S. 799) in ihrem Handbuch-Artikel schreiben: „Im Umgang mit der Übertragung zeigen sich alle Widersprüche und Paradoxien, mit denen die Psychoanalyse als Wissenschaft und Krankenbehandlung zu kämpfen hat“. Dementsprechend ist hier auch der Umgang mit Ambivalen-

zerfahrungen gefordert. Wie dies geschehen kann und soll, wird traditionellerweise in der Lehranalyse gelehrt und gelernt und später in der Supervision gemeinsam erarbeitet.

Die darin angelegten Möglichkeiten einer *doppelten Selbsterfahrung*, nämlich als Subjektive und als Professionelle, machen auch den besonderen Charakter psychotherapeutischer Primärerfahrungen aus. Im Kern geht es – soziologisch betrachtet – um so etwas wie das „Berufsgeheimnis“. Seine Aura birgt in sich seinerseits eine genuine Zwiespältigkeit. Der eine Pol ist das radikale Gebot der Verschwiegenheit, der andere stellt die Notwendigkeit dar, eben diese Schwierigkeit zur Sprache zu bringen. – In seiner Ambivalenzen generierenden Struktur dürfte dieses Geheimnis dem Trauma verwandt sein, auch hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen individuellen und kollektiven Erfahrungen, wie neuere Forschungen über Kriegskindheit zeigen (Lüscher u. Heuft 2006; Smelser 2004).

Zu erörtern wäre nun, welchen Stellenwert diese Dynamik in anderen als den psychoanalytischen Therapieverfahren hat, namentlich in den systemischen und den verhaltenstherapeutischen. Unbestritten ist, dass auch hier die professionellen Gebote der Vertraulichkeit gelten. In welchem Maß wird jedoch die Psychodynamik persönlicher Begegnung offen zugelassen oder zurückgebunden? Wie verhält es sich diesbezüglich hinsichtlich nicht explizit erörterter Erfahrungen? Werden potenzielle Ambivalenzerfahrungen möglicherweise verdrängt?

Annäherungen an Menschenbilder

„Identität“ im Fokus

Über alle Schulen, Ansätze und Disziplinen hinweg dürfte vermutlich ein weitgehender Konsens bestehen, dass in der psychotherapeutischen Praxis und Therapie Vorstellungen und Konzepte von Bedeutung sind, wie sich Identitäten entfalten und entwickeln, folglich auch, welche ihre konstitutiven Elemente sind. Was steht im Vordergrund? Was bildet den Hintergrund? Unterscheiden sich möglicherweise einzelne Therapieformen und ihre Begründungen darin, welche Tiefenschärfe aus praktischen und theoretischen Gründen gefordert ist?

Reicht das Wechselspiel von Reiz und Reaktion? Ist jenes von verstärkender Belohnung und Strafe ausschlaggebend? Ist es die Annahme, dass die Aussicht auf maximalen persönlichen Nutzen handlungsleitend und somit letztlich auch persönlichkeitsprägend ist? Oder sind ganzheitlichere Vorstellungen möglich, erwünscht, sogar unerlässlich, beispielsweise dahingehend, dass der eine dem anderen, bildlich gesprochen, den Spiegel vorhält und dass dieser die Züge seines Selbst darin zu erkennen vermag?

Diese Version der Spiegelmetapher erfreut sich – jedenfalls in den Sozialwissenschaften – seit Anfang des 20. Jahrhunderts großer Beliebtheit. Sie erfuhr eine wichtige Ergänzung, die mit dem Namen Mead verbunden wird. Er postulierte ein Modell des Selbst, wonach der Einzelne die Fähigkeit hat, einen in-

Hier steht eine Anzeige.

 Springer

neren Dialog zwischen „ich und mich“ („I and me“) zu führen, indem er die Erfahrung seiner subjektiven, spontanen Eigenheit mit jener seiner sozialen Zugehörigkeiten verknüpft. Dadurch wird gleichzeitig die Konstitution intersubjektiver Bedeutungen durch Kommunikation und – innerhalb dieser – durch Sprache verwiesen, und es wird die zeitliche Dimension der Identitätsbildung thematisiert. Überdies wird die Fähigkeit zur Reflexion angesprochen (Mead 1932; Mead 1980).

Noch mehr Tiefenschärfe lässt sich diesbezüglich durch die Vorstellung erreichen, die von Plessner (1982) unter der Bezeichnung „exzentrische Positionalität“ in die anthropologisch-philosophischen und soziologischen Diskurse eingebracht worden ist. Gemeint ist, mit eigenen Worten formuliert: Menschen ist – im Unterschied zu Tieren – die Fähigkeit eigen, gewissermaßen neben sich selbst zu treten und sich im Verhältnis zu den physischen Umwelten und den Mitwelten zu beobachten. Damit wird zugleich die Möglichkeit eröffnet, dass der einzelne Mensch zeitweilig oder dauernd als mit sich selbst mehr oder weniger uneins gedacht werden kann. Das bietet eine starke Begründung für die Möglichkeit von Ambivalenzerfahrungen.

Damit gilt nun das Selbst, mit anderen Worten die persönliche Identität, nicht mehr als die in sich ruhende Mitte des einzelnen Menschen. Vielmehr kann er sich als mehr oder weniger dezentriert erleben und erfahren, dass er nicht unbedingt der „Herr im eigenen Hause“ ist. Die Nähe zum psychoanalytischen Gedankengut ist offensichtlich, wobei selbstverständlich weiter ausholende Argumentationen notwendig sind, wie beispielsweise Rortys Deutung von Freuds Vorstellungen über das Unbewusste und die Dezentrierung (Rorty 1987). Indessen steuere ich hier im Blick auf die aktuellen Herausforderungen an die psychotherapeutische Arbeit und die Bedingungen einer postmodernen Gesellschaftlichkeit eine pragmatische Pointe an: das Menschenbild des „homo ambivalens“.

„Homo ambivalens“

Um es zu unterstreichen: Dieser Vorschlag ist als eine Heuristik zu verstehen. Sie be-

sagt zunächst: Menschen sind grundsätzlich fähig, die Erfahrung von Ambivalenzen zu machen, sie zu bedenken und damit umzugehen. Dies lässt sich unter Bedingungen heutiger, postmoderner Gesellschaftlichkeit in mannigfacher Weise beobachten, auch und gerade in der therapeutischen Arbeit unterschiedlicher Observanz. Dementsprechend sind Analysen darüber, inwieweit derartige Erfahrungen konkret erkannt, ausgehalten und gestaltet werden, von Belang für die Bewältigung von Aufgaben, die sich den Menschen im Alltag und in besonderen Lebenssituationen individuell und gesellschaftlich stellen.

Doch was genau soll mit Ambivalenz gemeint sein? Der Begriff wird in einem weiten Spektrum verwendet, das von der Alltagssprache bis zur differenzierten Operationalisierung in diagnostischen und forschungsbezogenen Instrumenten reicht. Oft wird eine solche Vieldeutigkeit negativ bewertet. Doch sie kann auch als eine Chance gesehen werden, wie Levine (1985) in einer wissenssoziologischen Abhandlung ausführlich darlegt. Er regt an, verschiedene Formen des Gebrauchs zu unterscheiden und konstitutive Dimensionen herauszufiltern. Das kann in einer stufigen Weise geschehen. Gerade dies dürfte auch für die psychotherapeutische Praxis und Theorie attraktiv sein, denn so lassen sich die „Tiefe“ der Diagnosen und des therapeutischen Handelns differenzieren und justieren.

Konkret: Die Rede über Ambivalenz kann bei der Beobachtung von Mehrdeutigkeit einsetzen. Doch dafür bietet sich Ambiguität als treffenderer Begriff an. Der in der Etymologie des Kunstworts „Ambivalenz“ angelegten Zweiwertigkeit kommt man näher, wenn Mehrdeutigkeit auf polare, also gleichwertige Gegensätze bezogen wird. Das ist ein häufiger Wortgebrauch, dem es allerdings an Spezifik fehlt, denn in der Welt und im Leben lassen sich allenthalben Gegensätze ausmachen. Die Spezifik kann man weiter vorantreiben, indem man die Gegensätze als Kräfte betrachtet, die ein Spannungsfeld bilden, also gleichzeitig wirken. Dadurch rückt zum einen die Dimension der Zeit ins Blickfeld. Zum anderen stellt sich die Frage, worauf die gegenseitigen Kräfte wirken. Der Vorschlag lautet nun, zunächst

alltagssprachlich formuliert: Sie wirken auf Menschen, die mit Gefühl und Verstand handeln müssen und handeln wollen, meistens in Beziehung mit anderen, und die angesichts einander entgegengesetzter Kräfte die Erfahrung eines zeitweiligen, unter Umständen kurzen, unter anderen Umständen längeren Hin und Her machen. Man kann es auch als Oszillieren bezeichnen. Dies ist so lange der Fall, wie sie sich in einem bestimmten Handlungskontext oder einer Beziehungskonstellation befinden. Oszillieren ist nicht gleichbedeutend mit „Dialektik“, weil offen ist, ob es zu einer Synthese kommt. – Von Belang ist überdies, welche Machtkonstellationen bestehen.

Diese Elemente lassen sich auch zu einer elaborierten, kompakten *Definition* zusammenfassen, die wie folgt lautet: Das Konzept der Ambivalenz dient dazu, Erfahrungen eines zeitweiligen oder dauernden Oszillierens zwischen polaren Gegensätzen zu umschreiben, denen Bedeutung für die Identität und dementsprechend für die Handlungsbefähigung, die sozialen Beziehungen sowie die Gesellschaftlichkeit individueller und kollektiver Akteure zugeschrieben werden kann.

Von hier aus ist der Weg nun frei, das Konzept pragmatisch zu nutzen, nämlich in unterschiedlicher Ausdifferenzierung, je nach Anlass und Fragestellung. Dabei soll die mit der Definition versuchte Elaboration dazu anregen, mit dem Konzept je nach Erkenntnisinteresse unterschiedlich differenziert zu arbeiten. Dass dies gerade auch im Kontext der Psychotherapie geschieht, zeigte ein Konstanzer Forschungsprojekt, in dem Interviews über die Nutzung des Konzepts in der alltäglichen Arbeit von therapeutisch tätigen Fachleuten geführt wurden (Burkhardt 2002). Analoge Beobachtungen konnten in Untersuchungen über Generationenbeziehungen (Pillemer u. Lüscher 2004) und in Analysen theologischer Texte sowie kirchlicher Rituale (Dietrich et al. 2009) gemacht werden, um nur zwei dem Autor nahe liegende Beispiele unter Bezugnahme auf zahlreiche weitere Arbeiten der letzten Jahre zu nennen.

Betrachtet man den psychotherapeutischen Strang der Geschichte des Konzepts und seiner Nutzung in Verbindung mit anderen Strängen, darunter der Psy-

chologie, der Soziologie, den politischen Wissenschaften und den Literaturwissenschaften, liegt eine weitere Charakterisierung nahe, nämlich jene als „sensibilisierendes Konzept“ („sensitizing concept“). Die Bezeichnung stammt von Blumer (1969). Von seinen Überlegungen ausgehend kann man darunter Begriffe verstehen, die auf einer mittleren Ebene zwischen neugieriger empirischer Beobachtung und dynamischer Theorieentwicklung angesiedelt und ein Vehikel sind, um gleichzeitig das eine und auch das andere voranzutreiben. Eben dieses Charakteristikum ist auch ein Element für eine spezifische Verknüpfung mit der Idee des „homo ambivalens“ und der dieses Menschenbild kennzeichnenden Offenheit.

Es soll *erstens* wie erwähnt darauf verweisen, dass Menschen Ambivalenzen erfahren, erkennen oder verdrängen können und auf unterschiedliche Weise damit umzugehen vermögen. Doch im Unterschied zu anderen Menschenbildern, die auf das Wesen des Menschen oder auf einzelne Züge fixiert sind, beinhaltet die Leitidee des „homo ambivalens“ *zweitens* auch die Möglichkeit und die Notwendigkeit der dynamischen, kritischen Reflexion seiner selbst, eingeschlossen seine Ambivalenz gegenüber Ambivalenzerfahrungen und ihrer Thematisierung. Mit diesem zweiten Aspekt wird eine *Spezifik* dieses Menschenbilds postuliert, die es von anderen Menschenbildern unterscheidet.

Man kann darin eine Last sehen. Ist dies der Fall, werden Ambivalenzen im alltäglichen Handeln ebenso wie in der Theorie problematisiert und sogar verdrängt. Man kann darin aber auch die Chancen einer dynamischen Offenheit erkennen. So gesehen geht es – paradox ausgedrückt – um eine rationale Alternative zur alleinigen Vorherrschaft der Idee der Rationalität. Sie nährt sich pragmatisch wiederum von der Akzeptanz kontingenter Elemente im menschlichen Leben, seiner Schicksalhaftigkeit und dem Verwundern über das Auftauchen von unerwartet Neuem. Ein Mitstreiter in dieser Auffassung ist der psychotherapeutisch ausgebildete amerikanische Soziologie Smelser mit seiner Gegenüberstellung „des Rationalen und des Ambivalenten“: „If we move toward the broader implications of the place of

the rational and the ambivalent in the social sciences, it becomes clear that we are dealing with a fundamental existential dilemma in the human condition. It is communicated in various dichotomies – freedom versus constraint, independence versus dependence, autonomy versus dependence, maturity versus infancy, and more – but whatever the dichotomy, the dilemma appears to be insoluble. Neither pole is a separate state or condition. Neither freedom nor dependence can be realized in a full or exclusive form, because one is part of the other“ (Smelser 1998, S. 13).

Dieses Menschenbild ist also auf eine dynamische Pragmatik angelegt, auf die Beobachtung des alltäglichen und außeralltäglichen Lebens und des Denkens in seiner Verknüpfung mit der Konstitution, Entfaltung und Entwicklung des Selbst sowie den fördernden und belastenden Bedingungen menschlicher Handlungsbefähigung. Es beinhaltet prinzipiell ein Potenzial an Offenheit und Freiheit. Es bietet sich somit an, die Tragweite dieses Menschenbilds bei der Analyse des Lebens unter den Bedingungen postmoderner Globalisierung zu bedenken.

Fazit für die Praxis

Das psychotherapeutische Wissen ist reich an Einsichten über den Umgang mit der Erfahrung von Ambivalenzen. Sie zu erkunden, bietet sich als eine verheißungsvolle Thematik für den interdisziplinären Diskurs an. Zur Veranschaulichung sollen nur als Beispiel die erwähnte Dynamik von Übertragung und Gegenübertragung, die Thesen über die Genese von Ambivalenzen, wie sie etwa in den Klein-Ansätzen aufgestellt werden, die Bindungstheorie, aber auch neuere Ansätze, in denen nicht unbedingt vom Konzept, wohl aber von den damit gemeinten Sachverhalten die Rede ist, etwa die „gleichschwebende Aufmerksamkeit“ oder einzelne Skalen der „Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik“ (OPD) und die Schemaanalyse genannt werden. Bedeutsam ist durchgängig auch die erwähnte Spezifik der Eigenerfahrung der Therapeuten. Und vor allem: Die psychotherapeutische Praxis beinhaltet wichtige Einsichten über einen gelingenden, entwicklungsför-

dernden Umgang mit Ambivalenzen. Dies sind Wegmarken weg von einer „Gesellschaftsvergessenheit“ zu einer „Gesellschaftsbezogenheit“. Dementsprechend besteht eine Herausforderung an diejenigen, die psychotherapeutisch arbeiten, ihre Einsichten und Erfahrungen über den Umgang der Menschen mit Ambivalenzen, auch und gerade solchen unter belastenden persönlichen und sozialen Bedingungen, in die öffentlichen Diskurse einzubringen und ihrerseits wiederum die Bedeutsamkeit dieser Erfahrungen, insbesondere die Chancen zur Offenheit, zu betonen. Das kann in Bezug auf ganz konkrete Themen geschehen, beispielsweise hinsichtlich des Umgangs mit Menschen aus anderen Kulturen (Erim u. Senf 2006) oder aber bezüglich der Anforderungen an Führungspersönlichkeiten im Management (Dammann 2007) sowie in der Auseinandersetzung um Familien ergänzende Betreuung, Bildung und Erziehung und um aktuelle Formen des Alterns (Radebold 2002) – um abschließend zwei Themen am Anfang und am Ende des Lebenslaufs zu nennen.

Korrespondenzadresse

Prof. Dr. rer. pol. Kurt Lüscher
Humboldtstr. 15, 3013 Bern
Schweiz
kurt.luescher@uni-konstanz.de

Danksagung. Ich danke für Gespräche zum Thema, für weiterführende Anregungen und für kritische Kommentare: Gerhard Dammann (Münsterlingen), Walter Dietrich (Bern), Jörg M. Fegert (Ulm), Thomas Grossenbacher (Zürich), Olaf Knellessen (Zürich), Ludwig Iegle (Tübingen), Ulrich Streeck (Göttingen), Karl Studer (Münsterlingen), Uli Zulauf (Littenheid). – In der redaktionellen Feinarbeit unterstützte mich Denise Rüttinger.

Interessenkonflikt. Der Autor gibt an, dass es keinen Interessenkonflikt gibt.

Literatur

- Bach O (2007) Die Erfindung der Globalisierung. Untersuchungen zu Entstehung und Wandel eines zeitgeschichtlichen Grundbegriffes. Universität St. Gallen, St. Gallen
- Bauman Z (1995) Moderne und Ambivalenz. Fischer, Frankfurt a.M.
- Blumer H (1969) Symbolic interactionism. Perspective and method. Prentice-Hall, Englewood Cliffs

- Burkhardt A (2002) Die Bedeutung des Begriffs „Ambivalenz“ im Diskurs und Handlungsfeld von Psychotherapeuten. Arbeitspapier Nr. 41. Forschungsbe- reich „Gesellschaft und Familie“, Konstanz
- Dammann G (2007) Narzissten, Egomane, Psycho- pathen in der Führungsetage. Haupt, Bern
- Dietrich W, Lüscher K, Müller C (2009) Ambivalenzen erkennen, aushalten und gestalten. TVZ Theolo- gischer Verlag Zürich, Zürich
- Duttweiler S (2006) Ökonomisierung der Therapie. Therapeutisierung der Ökonomie. In: Strauss B, Geyer M (Hrsg) Psychotherapie in Zeiten der Glo- balisierung. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, S 46–70
- Ehrenberg A (2004) Das erschöpfte Selbst. Campus, Frankfurt a.M.
- Erim Y, Senf W (2006) Klinische interkulturelle Psy- chotherapie – Standpunkte und Zukunftsaufga- ben. In: Strauß B, Geyer M (Hrsg) Psychotherapie in Zeiten der Globalisierung. Vandenhoeck & Rup- recht, Göttingen, S 183–191
- Ganten D, Gerhardt V, Heilinger J-C, Nida-Rüme- lin J (Hrsg) (2008) Was ist der Mensch. De Gruy- ter, Berlin
- Herman E (1995) The romance of American psycholo- gy. University of California Press, Berkeley
- Herold R, Weiß H (2008) Übertragung. In: Mertens W, Waldvogel B (Hrsg) Handbuch der psychoanaly- tischen Grundbegriffe. Kohlhammer, Stuttgart, S 799–811
- Illouz E (2009) Die Errettung der modernen Seele. Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Janich P (Hrsg) (2008) Humane Orientierungswissen- schaft. Königshausen & Neumann, Würzburg
- Keupp H (2009) Psychische Störungen und Psychothe- rapie in der spätmodernen Gesellschaft. Psycho- therapist 54:130–138
- Levine DN (1985) The flight from ambiguity. The Uni- versity of Chicago Press, Chicago
- Lüscher K (2009) Ambivalenz. Eine soziologische Annä- herung. In: Dietrich W, Lüscher K, Müller C (2009) Ambivalenzen erkennen, aushalten und gestalten. TVZ Theologischer Verlag Zürich, Zürich, S 18–42
- Lüscher K, Heuft G (2006) Ambivalenz – Belastung – Trauma. Psyche – Z Psychoanal 61:218–251
- Lyotard J-F (1979) Das postmoderne Wissen. Passa- gen, Wien
- Maslow AH (1943) A theory of human motivation. Psy- chol Rev 50:370–396
- Mead GH (1932) The philosophy of the present. Open Court, Chicago
- Mead GH (1980) Die soziale Identität. Suhrkamp, Frankfurt a.M.
- Meyrowitz J (1985) No sense of place. The impact of electronic media on social behaviour. Oxford Uni- versity Press, Oxford. Dt: (1987) Die Fernsehgesell- schaft. Wirklichkeit und Identität im Medienzeital- ter. Beltz, Weinheim
- Parker R (1995) Mother love, mother hate. The power of maternal ambivalence. Basic Books, New York
- Pillemer K, Lüscher K (Hrsg) (2004) Intergenerational ambivalences. New perspectives on parent-child relations in later life. Elsevier, Amsterdam
- Plessner H (1982) Mit anderen Augen. Reclam, Stutt- gart
- Poscheschnik G (2009) Empirische Forschung in der Psychoanalyse – Vorbehalte und Vorteile. Psyche – Z Psychoanal 63:333–366
- Myers K, Cain S (2008) Practice parameter for tele- psychiatry with children and adolescents. J Am Acad Child Adolesc Psychiatry 47:1468–1483
- Radebold H (2002) Psychoanalyse und Altern oder von den Schwierigkeiten einer Begegnung. Psyche – Z Psychoanal 56:1031–1060
- Rorty R (1987) Freud und die moralische Reflexion. In: Rorty R (Hrsg) Solidarität oder Objektivität. Reclam, Stuttgart, S 38–81
- Schnyder U (2009) Zukunftsperspektiven der Psycho- therapie. Referat im Rahmen der Fachtagung „Psychotherapie und Globalisierung“ in Wil. Manuskript
- Scholtes F, Badura J, Rieth L (2005) Einleitung. In: Badu- ra J, Rieth L, Scholtes F (Hrsg) Globalisierung. Pro- blemsphären eines Schlagwortes im interdiszip- linären Dialog. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden, S 11–23
- Smelser NJ (1998) The rational and the ambivalent in the social sciences. Am Sociol Rev 63:1–16
- Smelser NJ (2004) Psychological trauma and cultural trauma. In: Alexander JC, Eyerman R, Giesen B et al (eds) Cultural trauma and collective identity. University of California Press, Berkeley, pp 31–59
- Strauß B (2009) Der globalisierte Psychotherapeut. The globalized psychotherapist. Referat im Rahmen der Fachtagung „Psychotherapie und Globalisie- rung“ in Wil. Manuskript
- Strauß B, Geyer M (Hrsg) (2006) Psychotherapie in Zeiten der Globalisierung. Vandenhoeck & Rup- recht, Göttingen
- Streeck U (2004) Auf den ersten Blick. Psychotherapeu- tische Beziehungen unter dem Mikroskop. Klett- Cotta, Stuttgart
- Streeck U (2009) Über soziale Lebenswelten. Referat im Rahmen der Fachtagung „Psychotherapie und Globalisierung“ in Wil. Manuskript
- Thomas WJ, Thomas DS (1928) The child in America: behavior problems and programs. Knopf, New York
- Loo H van der, Reijen W van (1992) Modernisierung. Projekt und Paradox. Deutscher Taschenbuch-Ver- lag, München
- Weingardt KR (2000) Viewing ambivalence from a so- ciological perspective. Implications for psycho- therapists. Psychotherapy 37:298–306
- Zaretsky E (2009) Freuds Jahrhundert. Hanser, Mün- chen

Ausschreibung Heigl-Preis

Der Heigl-Preis mit einer Dotierung von 10.000 Euro wird im Jahr 2011 wieder ver- liehen.

Ausgezeichnet werden empirische oder konzeptuelle Arbeiten aus dem Bereich der psychodynamisch orientierten Psychothera- pieforschung quantitativer oder qualitativer Ausrichtung. Eigenbewerbungen und Vor- schläge durch Dritte oder durch eine For- schungseinrichtung sind möglich.

Die Arbeit (deutsch oder englisch) ist in drei- facher Ausfertigung mit Lebenslauf des Erst- autors bis zum 31. Oktober 2010 an die Heigl- Stiftung in der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Geschäftsführung Diplom-Volks- wirt Othmar Kalthoff, Ernst-Schneider-Platz 1, 40212 Düsseldorf, einzureichen.

Nähere Informationen gibt es im Internet unter: www.heigl-stiftung.de.

Quelle: Gesellschaft von Freunden und Förderern der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf